

Wo geht die Reise hin? Endstation Exklusion oder Politik der Wertschätzung?

Bahl, Friederike; Staab, Philipp

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bahl, F., & Staab, P. (2008). Wo geht die Reise hin? Endstation Exklusion oder Politik der Wertschätzung? In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 4244-4258). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-154990>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Wo geht die Reise hin? – Endstation Exklusion oder Politik der Wertschätzung?

Friederike Bahl und Philipp Staab

Wir haben im Vorangegangenen versucht zu zeigen, wie reale Tendenzen sozialer sowie ökonomischer Prekarisierung ein verstärktes Bedürfnis nach einfachen Formen der Klassifikation und normativen Einordnung des Fremden erzeugen, zudem wie derartige Zuschreibungen in vielerlei Form von vermeintlich wissenschaftlichen Erkenntnissen gestützt werden und wie letztlich hieraus reale Dynamiken sozialer Exklusion erwachsen können.

Wir haben dabei die Vokabel »Verachtung« zur Beschreibung der Sachverhalte gewählt, weil sie die Stoßrichtung unserer Argumentation schnell greifbar macht: Unter dem Dach eines flexiblen Kapitalismus und eines in beinahe alle Lebensbereiche vordringenden Marktes sowie daraus erwachsenden Dynamiken von Prekarisierung ist eine fundamentale Unsicherheit bezüglich des eigenen Lebenslaufes entstanden. Zudem hat sich eine teils reale, teils imaginierte Konkurrenz um sich verknappende Ressourcen etabliert. Hieraus wiederum ist nicht einfach ein Bedürfnis nach Komplexitätsreduktion via wertneutraler Zuschreibung erwachsen. Nein: Den Formen der Zuschreibung ist zunehmend eine Art der aversiven, unreflektierten Ausgrenzung und damit der *Verachtung* inhärent.

Jedoch wollten wir unseren Beitrag nicht auf die Beschreibung dieser Tendenzen beschränken und damit unseren Vortrag an dieser Stelle ausblenden. Vielmehr stellten wir uns die Frage, was dem hier beschriebenen doch wohl eher düsteren Bild gegenwärtiger ökonomischer wie gesellschaftlicher Tendenzen entgegengesetzt werden könnte. Oder anders formuliert: Handelt es sich bei diesen Dynamiken tatsächlich um eine Reise ohne Wiederkehr, an deren Ende unvermeidlich Verachtung und Exklusion stehen oder ist für diese Entwicklungslinie ein Gegengewicht denkbar? Dieser Frage soll nun im folgenden Beitrag nachgegangen werden.

Dazu wollen wir uns dem Problem der Verachtung nun zunächst auf theoretischem Wege nähern: Genauer betrachtet lässt sich Verachtung als eine radikale Form der negativen Anerkennung beschreiben: Der Andere erfährt durch den Vorgang der Verachtung sowohl Ausgrenzung – er darf nicht mitmachen – als auch eine Form der Anerkennung – ihm wird eine Form der Existenz via Wahrnehmung zugeschrieben. Ihm wird also nicht durch Ignoranz *nicht-begegnet*, sondern ihm wird *mit Verachtung begegnet*. Kontakt ist also in gewisser Weise vorhanden, auch wenn

dieser nicht als Form positiver Anerkennung funktioniert. Der Andere ist dabei und trotzdem ausgegrenzt.

Zugegeben, es klingt beinahe zynisch, Verachtung so gewissermaßen als eine spezielle Form der Anerkennung zu bezeichnen. Doch legt systematisches Durchdenken eben dies nahe. Nicht gesagt ist hiermit allerdings, dass es sich bei Verachtung um einen Modus der Inklusion im Sinne positiver Teilhabe handelt – zentral ist und bleibt das Moment der Ausgrenzung! Doch kann man, Niklas Luhmann folgend, sagen, dass man eben dabei sein kann, ohne dazuzugehören (Luhmann 1995).

Verachtung ist also mehr als eine Form der Verweigerung von Anerkennung. Sie ist ihr radikales Gegenstück und zugleich ein Teil von ihr.

Das stellt uns nun natürlich vor gewisse, zunächst begriffliche Probleme, denn die Vokabel der *Anerkennung* taugt somit nicht als Gegenbegriff zu der der Verachtung. Der eigentliche Gegenbegriff zu Anerkennung in diesem Sinne einer »Zur Kenntnisnahme« und damit An-Erkennung der Existenz wäre in diesem Zusammenhang eher in dem Begriff der Ignoranz zu finden.

Der Kontroverse um »Anwesenheit versus Zugehörigkeit« folgend wollen wir uns daher darauf verständigen, im folgenden *Wertschätzung* und *Verachtung* als ein begriffliches Gegenpaar zu verstehen: Mit der Verwendung dieser von Axel Honneth (Honneth 2003: 179f.) geprägten Vokabel wollen wir die damit verbundene positive Konnotation in Kontrast zu der negativen Anerkennungsform der Verachtung betonen.

Aber wie lassen sich nun die geschaffenen Worthülsen mit Inhalt füllen? Das heißt was macht Wertschätzung im Sinne positiver Anerkennung eigentlich aus? Wie ist dabei Verachtung als begriffliches Gegenstück – im Sinne negativer Anerkennung – zu denken? Und wo liegt überspitzt formuliert letztlich der Schlüssel, der die Weichen sozialen Kontakts entweder auf das Endziel Verachtung oder auf den Zielpunkt Wertschätzung stellt?

Soziale Wertschätzung ist Honneth zufolge als die »Anerkennung von individuellen Leistungen« zu verstehen, »deren Wert sich an dem Grad bemißt, in dem sie von einer Gesellschaft als bedeutungsvoll erfahren werden« (Honneth 2003: 181).

Wertschätzung ist folglich in erster Linie über Leistung definiert. Nur wer etwas leistet, verdient demnach Respekt. Wertschätzung erfordert also eine Gegenleistung. Zu ihr scheint damit offensichtlich auch eine gewisse Form der Wechselseitigkeit im Sinne eines Gebens und Nehmens zu gehören.

Zudem scheint ein weiterer entscheidender Aspekt von Wertschätzung darin zu bestehen, dass deren Grad von der Bedeutung abhängig ist, welche die erbrachte Leistung für die Gesellschaft in sozialen Zusammenhängen besitzt. Das heißt eine Leistung, die nach diesem Verständnis Wertschätzung verdient, dient nicht nur dem eigenen Vorteil, sondern trägt auch auf breiterer Ebene Bedeutung. An dieser Stelle scheint sich neben der Wechselseitigkeit somit eine weitere Komponente von

Wertschätzung im Sinne eines wechselseitigen Verpflichtetseins herauszukristallisieren. Hier kommt dabei fast unweigerlich der Begriff der »organischen Solidarität« (Durkheim 1992) in den Sinn. Folglich scheint Wertschätzung zugleich auch ein integratives Moment eigen.

Doch welcher Gestalt kann eine solche Leistung sein, die in diesem Sinne gegenwärtig Wertschätzung verdiente und so den Tendenzen von Verachtung entgegengestellt werden könnte?

Der Begriff der Leistung als eine augenscheinlich wichtige Komponente in Fragen der Wertschätzung führt uns fast unweigerlich noch einmal zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurück. Tauchte das Konzept der Wertschätzung von Leistung hier doch bereits implizit auf, nämlich in Form der Erwerbsarbeit. So haben wir zu Beginn gesehen, dass der Arbeitsmarkt oder um genauer zu sein Erwerbstätigkeit ein nach wie vor wichtiges Element bei der Verteilung von Respekt und damit der Erlangung gesellschaftlicher Wertschätzung innerhalb moderner Gesellschaften zu stellen scheint. Hier lässt sich Martin Kronauer anführen, der von einer »entscheidenden Rolle« der Erwerbsarbeit bei der »Zuweisung von Status und sozialer Anerkennung« spricht (Kronauer 2000: 80) sowie die Worte Berthold Vogels von einem »nie gekannten Prestige«, das sich gerade aktuell mit der Erwerbstätigkeit verbindet (Vogel 2001: 58).

Die Verbindung zu der obigen Definition von Wertschätzung ist dabei schnell hergestellt. Lässt sich Arbeit doch leicht als eine individuelle Leistung verstehen, die ihre Wertschätzung in einem Prozess der Wechselseitigkeit erlangt. So spricht Alvin W. Gouldner gar von Reziprozität als der »Norm der »realistischen« Welt der Arbeit« (Gouldner 2005: 112).

Nach Stephan Voswinkel werden »in der Regel (...) (zwar) Reziprozitätsverhältnisse in Unternehmen thematisiert, wenn man über Leistung und Entgelt oder über Beschäftigungssicherung reflektiert (...). Die reziproke Gegenleistung kann jedoch auch in sozialer Anerkennung bestehen« (Voswinkel 2005: 246). Während Entgelt, Arbeitsplatzsicherung eher die »pragmatische Seite der Gegenleistung (...) für den Einsatz der Beschäftigten« stellen, kann »Anerkennung als die expressive Seite (dieser Gegenleistung) angesehen werden«. (Voswinkel 2005: 246) Und einen Schritt weiter gedacht, lässt sich das Entgelt letztlich selbst als ein »Symbol der Anerkennung« interpretieren (Voswinkel 2005: 240). Wechselseitiges Geben und Nehmen im Sinne eines reziproken Austauschs scheint somit tatsächlich ein bedeutsames Element bei der Suche nach Wertschätzung zu sein.

Doch wie lässt sich Verachtung hier im Kontrast dazu betrachten? Wie bereits erwähnt, enthält die Verachtung natürlich eine Wahrnehmungskomponente. Es braucht schließlich den anderen, um verachtet zu werden. Doch ist die Beziehung, die sich im Zusammenhang mit Verachtung herstellt, trotz der Wahrnehmungskomponente keine wechselseitige. Im Gegenteil: funktionale Folge von Verachtung ist

gerade das Vermeiden von Austausch. Das heißt, es besteht ein gewichtiger Unterschied zur Wechselseitigkeit im Sinne eines Gebens und Nehmens, wie wir sie hier als zentrales Kennzeichen von Wertschätzung herausgefiltert haben.

Wie verhält es sich nun mit der zweiten Komponente von Wertschätzung, auf die Honneth verweist: die gesellschaftliche Bedeutsamkeit der erbrachten Leistung? Auch hier scheint ein Bezug zur Erwerbstätigkeit herstellbar. Sicherlich verändert sich gegenwärtig der Fokus der individuellen Motivlage, was Wertschätzung von Leistung betrifft, im Rahmen eines Prozesses der »Subjektivierung von Arbeit«, wie ihn Martin Baethge (Baethge 1991) treffend benennt, nicht zuletzt mehr und mehr in Richtung einer Perspektive der Selbstverwirklichung. Doch heißt das nicht, dass die Bedeutung der Leistung für den gesellschaftlichen Kontext damit völlig verloren geht. Vielmehr könnte man Durkheims Konzept organischer Solidarität folgend sagen, dass durchaus Formen gesellschaftlichen Zusammenhalts auf Basis eines modernen Individualismus möglich sind, sofern über wechselseitigen Austausch ein Bewusstsein um die gegenseitige Interdependenz entsteht (Durkheim 1992). Zudem bleibt das Kriterium gesellschaftlicher Relevanz auch insofern erfüllt, als Arbeit letztlich ein entscheidender Anteil an der gesellschaftlichen Wertschöpfung zugeschrieben werden kann (Bonß/Ludwig-Mayerhofer 2000: 112) und nicht zuletzt sind die bestehenden sozialen Sicherungssysteme doch zu großen Teilen gerade auf der Basis von Geldern der erwerbstätigen Bevölkerung gebaut. Das heißt mit einem Teil der über das System der Erwerbsarbeit verdienten Gelder wird das System staatlicher Sicherung und damit in gewissem Sinne auch staatliche Wohlfahrt ermöglicht.

Damit wird nochmals bestärkt, dass Wertschätzung über die gesellschaftliche Bedeutsamkeit der Leistung ein integratives Moment innewohnt.

An dieser Stelle lässt sich Verachtung damit erneut kontrastierend Wertschätzung gegenüberstellen. So zeichnete sich Verachtung bei den vorangegangenen Überlegungen ja vor allem durch Ab- und Ausgrenzung als entscheidende Bezugspunkte aus.

Wertschätzung scheint im Gegenzug stattdessen vielmehr Teilhabe, Zugehörigkeit und Bindung zu implizieren.

Beide Komponenten – Wechselseitigkeit sowie das integrative Moment – befinden sich im Zuge der gegenwärtigen Entwicklungen nun allerdings in einem prekären Zustand.

Denn mit zunehmender Flexibilisierung gerät dieses austarierte System der Wertschätzung mehr und mehr unter Druck. Reziprozität erfordert nun mal gewisse Stabilität und Visibilität. Gegenwärtig bleibt eine Gegenleistung für die eigens erbrachte Arbeitsleistung im Rahmen einer verkürzten Zeitperspektive von Unternehmens- und Beschäftigungsstrukturen jedoch nicht selten aus beziehungsweise gerät vermehrt in die Sphäre des Ungewissen (Voswinkel 2005: 251). Voswinkel

spricht in diesem Zusammenhang gar von einer »Krise der Reziprozität« (Voswinkel 2005: 250).

Zudem erlebt, wie oben bereits angedeutet, auch die Idee eines Abschöpfens von Wertschätzung über die Erbringung einer gesellschaftlich bedeutungsvollen Leistung im persönlichen Motivhaushalt verstärkt einen Verlust an Relevanz. Sicherlich trägt Erwerbstätigkeit, wie sich zeigte, nach wie vor gesellschaftliche Bedeutsamkeit, jedoch entsteht im Zuge der verstärkten »Subjektivierung von Arbeit« (Baethge 1991) dem Anschein nach auch eine zunehmende Subjektivierung von Wertschätzung unter dem Leitbild der Selbstverwirklichung. An die Stelle der »Würdigung« tritt in den Worten Voswinkels somit vermehrt die »Bewunderung« (Voswinkel 2005: 250). Auch sollte nicht übersehen werden, dass das Feld Arbeitsmarkt längst nicht mehr allen zugänglich ist.

Damit scheint auch die Komponente gesellschaftlicher Bedeutsamkeit und mit ihr das Moment der Integration ins Wanken zu geraten. Doch indem diese Form der Wertschätzung die Komponente des gesellschaftlichen Nutzens ein Stück weit abstreift, könnte man nun allerdings hierin eine mögliche Alternative wähen. Das Konzept sozialer Wertschätzung muss vielleicht lediglich diesen aktuellen Bedürfnissen verstärkter Subjektivierung angepasst werden und einige Veränderungen durchlaufen, um wieder Wertschätzung auf breiter Ebene zu sichern.

Doch mit steigender Arbeitslosigkeit gelangt diese eher individualistisch geprägte Form der Wertschätzung gleichermaßen in Schwierigkeiten. Bietet auch das Konzept der Bewunderung gegenwärtig keine Garantie. Denn gerade mit Blick auf die oben beschriebenen Veränderungen am Arbeitsmarkt werden Möglichkeiten der Erlangung von Würdigung wie auch von Bewunderung verstärkt prekär. In Anbetracht eines Anstiegs unsicherer Beschäftigungsverhältnisse und wachsender Arbeitslosenzahlen scheint die Anerkennungs- und Integrationsmaschine Erwerbstätigkeit zunehmend demontiert zu werden.

Auch das bestehende Netz sozialstaatlicher Sicherung kann diesen Austausch nicht aufrechterhalten. Gerät der Wohlfahrtsstaat doch selbst unmittelbar in den Blick dieser Logik der Wechselseitigkeit und der über diese vermittelten Integration. Stephan Lessenich und Steffen Mau sprechen gar vom Wohlfahrtsstaat als »institutionell vermitteltem Reziprozitätsarrangement« (Lessenich/Mau 2005: 260). »(...) Geben und Nehmen sind in einer Weise miteinander verknüpft, die den Wohlfahrtsstaat als Veranstaltung der Gegenseitigkeit erscheinen lassen.« (Lessenich, Mau 2005: 263) Sozialstaatliche Maßnahmen lassen sich dabei in gewisser Weise letztlich selbst als eine Gegenleistung der Gesellschaft verstehen und damit als Symbol der Würdigung werten. Wie sehr der Sozialstaat diesem Prinzip eines Gebens und Nehmens tatsächlich verhaftet ist, wird besonders bei dem Ausbleiben einer entsprechenden Gegenleistung seitens der Empfänger deutlich. Denn wer ohne Gegenleistung die Hand aufhält oder sich längerfristig in dem gespannten Netz

sozialer Sicherung aufhält, wird schnell mit dem Makel des Sozialschmarotzers belegt. In diesen Zusammenhang gehört dann auch eine Unterscheidung in »würdige« und »unwürdige« Hilfeempfänger (Lessenich, Mau 2005: 265).

Mit der Kategorie »unwürdig« sind Verachtung und Exklusion allerdings auch nicht weit.

Denn im Zuge der Diskussion um Exklusion und den damit verbundenen Kategorien des »Überflüssigen«, des »Nutzlosen« sowie der Figur des »Versagers« betritt man unweigerlich die Dimension einer Angst davor, nicht mehr gebraucht zu werden, nichts mehr zu bieten zu haben und damit unfähig zu sein, eine Leistung zu erbringen, die einer Wertschätzung wert beziehungsweise würdig ist. Stattdessen entsteht vielmehr das Gefühl, dem Stigma einseitiger Abhängigkeit übergeben, ein Leben auf dem Abstellgleis der Gesellschaft zu fristen, von lebendigen Austauschprozessen abgeschnitten. An diese Angst gliedern sich Verachtung implizierende Dynamiken, die Sicherheit versprechen und letztlich Exklusion schaffen, ohne weiteres an. Damit stellt sich an diesem Punkt aber eine entscheidende Frage: Bedeutet dies – überspitzt formuliert – nun tatsächlich das Ende einer auf breiter Ebene realisierbaren Wertschätzung, da viele eben nichts mehr zu bieten haben, was Wertschätzung und Respekt verdiente?

Nicht zwingend. So liefert Peter M. Blau den Ansatz, Reziprozität und somit gegenseitige Wertschätzung und Integration als vordergründig »sozialen Austausch« (Blau 2005) zu sehen und erweitert damit die Perspektive denkbarer Anknüpfungspunkte für wechselseitige Wertschätzung jenseits der ökonomischen Sphäre der Erwerbstätigkeit.

Doch wie kann ein solcher »sozialer Austausch« und über ihn letztlich Integration und Wertschätzung entstehen?

In Anknüpfung an die bisherigen Überlegungen lassen sich einige zentrale Faktoren ausmachen, die die Basis von Wertschätzung im oben beschriebenen Sinne bilden: Die ersten beiden Faktoren, die sich als grundlegende Voraussetzungen erweisen, sind zunächst *Begegnung* und *Interaktion*.

Es liegt auf der Hand, dass Begegnung einen zentralen Wegbereiter gegenseitiger Wertschätzung darstellt: »Im eigenen Saft zu schmoren« ist bekanntlich die beste Voraussetzung zur Vertiefung von Verachtung.

Dagegen stellen Begegnungen zwischen Individuen jenseits der fest gefügten Gruppenkonstellationen und deren sozialer Kontrolle eine gute Voraussetzung für gegenseitige Wertschätzung dar. Doch auch Kontakt, der eine Auseinandersetzung der konstruierten Gruppen miteinander ermöglicht, ist wünschenswert, da es realistisch nicht darum gehen kann, Gruppen als solche verschwinden zu lassen – lediglich die scheinbar unveränderbaren, weil natürlich-dispositionalen Zuschreibungen sind äußerst kritisch zu sehen.

Die Leistung der Begegnung kann also hier vor allem in der Möglichkeit liegen, die Basis für Wertschätzung zu schaffen, im Sinne der Bewertung anderer mit einer sozusagen entwicklungsfreundlichen, für Erwerb und Transformation von Merkmalen offenen Form der Zuweisung von Charakteristika. Es wäre vermessen, selbst idealtypisch von einem Verzicht auf zugeschriebene Gruppenmerkmale auszugehen – unsere soziale Umwelt gestaltet sich viel zu komplex. Doch bietet es sich an, in diesem Falle eher von Schemata zu sprechen. Der fundamentale Unterschied zwischen diesen beiden Formen der Zuschreibung wäre dabei deren verschiedenartige Grundlage: Die Verachtungszuschreibung hat in den beschriebenen Tendenzen, wie wir gesehen haben, idealtypisch einen vermeintlich »natürlichen« Hintergrund. Ihr fehlt daher jede Möglichkeit der Veränderung. Es ist gerade dieser normativ gewendete Naturbegriff, dem die Tragik derartiger naturalistischer Konzepte entspringt.

Die Schemata unter dem Dach des Wertschätzungsbegriffs hätten dagegen eine wesentlich offenere, teilweise sogar situative Struktur – Zuschreibungen ja, Festlegungen nein.

An der Basis von Wertschätzung müsste folglich vor allen Dingen eine zugelegte, offene, auf Austausch angelegte Form der Begegnung stehen. Wo Verachtung Grenzen zieht, müsste Wertschätzung Brücken bauen, Bindungen schaffen.

Hier wird deutlich, dass Begegnung in diesem Zusammenhang mehr sein muss als eine reine Form der Wahrnehmung des Anderen, das heißt einer bloßen Anerkennung des Anderen in seiner Existenz im Sinne einer Zur Kenntnisnahme. Denn wie sich gezeigt hat, bildet eine solche Wahrnehmung für sich genommen einen unsicheren Boden, aus dem Wertschätzung aber auch Verachtung erwachsen kann.

An dieser Stelle kommt damit die Interaktion ins Spiel: Es bedarf einer Form der Begegnung, die gegenseitigen Kontakt möglich macht. Das heißt eine Auseinandersetzung ermöglicht.

Aber wo soll ein solcher Kontakt ansetzen? Bei dieser Frage scheint die räumliche Komponente eine entscheidende Rolle zu spielen: Wo Segregation bestimmend wird, da kann keine Interaktion entstehen. Die Kategorie des Raumes im Sinne eines Ortes, der nicht nur Begegnung, sondern vor allem eben Interaktion ermöglicht, erweist sich als zentrale Basis wechselseitiger Wertschätzung.

Doch wo wären derartige Räume notwendig und denkbar? Wir wollen uns im folgenden vor allem auf den urbanen Raum als geeignetes Laboratorium beziehen, stellen sich die im Vorfeld beschriebenen Polarisierungen hier doch am deutlichsten dar. So wird die Stadt schließlich nicht selten mit der Funktion einer Art »Brennglas« (Kronauer/Vogel 2004: 235) belegt, in dem sich gesellschaftliche Tendenzen und Entwicklungslinien fokussiert bündeln. Denn in der Stadt verdichten sich die Dynamiken sozialer Prekarisierung stärker als in nicht-urbanem Raum, und damit werden Dynamiken der Ausgrenzung manifester: angefangen von räumlicher Segregation im Sinne der oft verteufelten Parallelgesellschaften über allgegenwärtiges

urbanes Elend stets präsent in Form von Bettlern, Obdachlosen, Prostituierten oder Drogenabhängigen bis hin zu medial vermittelten Konflikten wie Ehrenmorden oder Autoritätsverlust – man denke beispielsweise an die Rütli-Schule. Unserer Ansicht nach sind die entscheidenden Konfliktlinien in diesen Fällen städtischen Charakters.

Die Stadt erweist sich jedoch noch in einem anderen Sinne als geeigneter Beobachtungsraum, gerade bei der Suche nach gegenseitiger Wertschätzung: So konzentrieren sich unsere Überlegungen vordergründig ja auf den europäischen Raum und hier dezidiert auf die Bundesrepublik Deutschland. Gerade die Stadt in Europa steht idealtypisch nicht zuletzt auch für ein Potenzial an Vielfalt sowie Toleranz und Integration. So beschreiben Hartmut Häußermann und Andreas Kapphan »die Stadt in Europa (historisch) als ein(en) Ort der politischen und sozialen Emanzipation« sowie die »Kultur der europäischen Stadt (als) eine Kultur der Integration von Fremden. (...) Die Städte repräsentierten«, so heißt es weiter, »eine Gesellschaft, die offen und inklusiv war.« (Häußermann/Kapphan 2004: 203) Häußermann und Kapphan sprechen in diesem Zusammenhang von einem regelrechten »Integrationsmodell der »europäischen Stadt« (Häußermann/Kapphan 2004: 203).

In der Brust der Stadt schlagen somit zwei Herzen. Sie erweist sich zugleich als ein Platz der Ausgrenzung sowie als ein Ort der Vielfalt und Integration des Fremden. Mit einem aktuellen Blick auf deutsche Großstädte scheinen sich diese zwei Herzen auch recht schnell ausmachen zu lassen. Denn diese sind häufig stark geprägt von einer regionalistisch anmutenden Kiez-Kultur, man denke nur an Kreuzberg, Neukölln, Köln-Kalk, die das Potenzial der gemeinschaftlichen Ausgrenzung, aber auch das Potenzial der urbanen regionalen Vergemeinschaftung beinhaltet.

Um der Gefahr einer »destruktiven Gemeinschaft« (Sennett 1986: 306) entgegenzuwirken, müssten folglich allem voran (1) *Räume* entstehen, in denen Begegnung und Interaktion möglich sind. Räume im Sinne von Stadtteilzentren, Jugendclubs, aber auch einfach öffentliche Plätze, die das Potenzial der gemeinsamen Gestaltbarkeit beinhalten. Das heißt eben nicht Shopping Malls.

Dabei können wir uns sicherlich die angesprochene Doppelpotenzialität der Stadt zunutze machen. Denn im gleichen Atemzug, wie Räume im Zuge von Entwicklungen innerhalb der städtischen Sphäre schwinden und Dynamiken der Verachtung und Ausgrenzung geschürt werden, können verschiedene urbane Trends zugleich auch neue Möglichkeitsräume eröffnen: Das Phänomen der schrumpfenden Städte beispielsweise kann sicherlich Dynamiken der Verachtung nach sich ziehen, es entsteht aber ebenso Platz für bürgerschaftliches Engagement.

Wie hier staatliche Förderung und bürgerliche Engagiertheit ineinander greifen können, verdeutlicht Klaus Overmeyer anhand von Beispielen der Zwischennut-

zung brachliegender Flächen in Berlin: »Nach dem Motto »Raum gegen Ideen« stellte der Bezirk einen kommunalen Agenten ein, der dafür sorgt, dass jeder in Helle Tempo, der für eigene Initiativen Flächen benötigt, diese kurzfristig und zu günstigen Konditionen erhält. Zum Beispiel«, fährt Overmeyer fort, »werden Freiflächen umsonst zur Verfügung gestellt, wenn die Nutzer auch für die Pflege aufkommen.« (Overmeyer 2005: 340) Ähnliche Projekte existieren auch in Leipzig, wo Baulücken und Flächen verschiedenen Initiativen umsonst zur Verfügung gestellt werden, falls diese die Gebäude in Schuss halten und Freiflächen gezielt von Bürgerverbänden bewirtschaftet werden. »(...) über dieses Modell (sind nach Overmeyer) über 150 der 1.000 Leipziger Baulücken neuen öffentlichen und gärtnerischen Nutzungen zugeführt worden« (Overmeyer 2005: 343).

In der Schrumpfung, ihrerseits Produkt von Prekarisierung, liegt also durchaus Potenzial. In Berlin entstanden als Folge der Bereitstellung von Flächen schnell zahlreiche Projekte (Overmeyer 2005: 341), die laut Overmeyer besonders unter dem Aspekt der Schrumpfung und der folgenden Verwahrlosung »der Stabilisierung sozialer Strukturen« (Overmeyer 2005: 342) dienen.

Hierin wird bereits ein Stück weit deutlich, dass es nicht nur um Raum an sich geht, sondern Raum im Sinne eines Entgegenwirkens von räumlicher Abschottung entstehen muss wie zum Beispiel in Kassel im Rahmen des Bund-Länder-Projektes »Soziale Stadt – Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf« (www.soziale.stadt.de): Im Rahmen dieses Projektes werden bestimmte Stadtteile gezielt gefördert – zum Beispiel die Kasseler Nordstadt. Dabei handelt es sich nicht wie bei klassischen sozialen Wohnungsbauprojekten um rein bauliche Maßnahmen. Vielmehr ist das Ziel eine an die lokalen Gegebenheiten angepasste Quartierspolitik. Das heißt Mitbestimmung wird gefördert, beispielsweise durch die Etablierung runder Tische, die Bürger, ansässige Unternehmer und Verantwortliche der Stadt zusammenbringen. Ziel ist außerdem verstärkt integrative Räume wie Sportplätze, Jugend- oder Stadtteilzentren zu schaffen sowie Perspektiven in Form einer Gratisnachhilfe und speziellen Gewerbegründerzuschüssen. Hier wird also vor allem der Staat im Sinne einer klassisch kontinentaleuropäischen sozialen Einbettung des Kapitalismus aktiv, wenn auch in weniger bürokratischer Form. Das für uns zentrale Moment stellt allerdings die angesprochene Partizipation dar, da über diese gemeinschaftliche Projekte entstehen und zugleich die stigmatisierende Komponente sozialer Förderung seitens staatlicher Stellen abgemildert wird. Hier finden sich folglich Anknüpfungspunkte für selbstbestimmtes Engagement, dafür, etwas beisteuern zu können, gebraucht zu werden.

Die Rede von Selbstbestimmung bleibt jedoch nicht ohne bitteren Beigeschmack, enthalten in Politik wie Wissenschaft geführte Empowerment-Debatten enthalten stets sowohl ein tolerantes, emanzipatives Potenzial, als auch bestimmte Gefahren: So scheinen die Kehrseiten von Debatten über verstärktes bürgerliches

Engagement und Eigenverantwortung deren Tendenz zur Verstärkung marktradikaler Utopien vom grenzenlos selbstbestimmten – und damit im Falle des Scheiterns auch selbstverantwortlichen – Menschen zu sein. Selbstbestimmung wird somit zu einem zweiseitigen Schwert. Nichtsdestotrotz lässt sich das emanzipative Potenzial eines Konzeptes von Selbstbestimmtheit kaum leugnen. Notwendig ist es, eine Balance zu finden zwischen marktradikalen Auslegungen von Empowerment und allzu paternalistischen, daher letztlich auch stigmatisierenden Formen staatlicher Fürsorge. Das darf in der praktischen Konsequenz keinerlei Verringerung sozialstaatlichen Engagements bedeuten. Vielmehr bedarf es einer Umstrukturierung, die auf regionale Integration gerichtet ist. Bürgerschaftliches Engagement sollte hierbei gefördert, jedoch nur wenig reglementiert sein.

Raum ist dabei jedoch nicht die einzige Säule, auf der Begegnung und Interaktion ruhen können. Zusätzlich zu den Räumen müssten als weitere Voraussetzung (2) *Rituale* als spezielle Formen der Institutionalisierung gegenseitigen Kontakts geschaffen werden. Institutionalisierung und im besonderen Rituale hier als zweite entscheidende Säule zur Schaffung eines geeigneten Bodens für Wertschätzung ins Spiel zu bringen rührt daher, dass Interaktion als Basis von Wertschätzung neben der beschriebenen räumlichen Komponente nicht zuletzt auch eine zeitliche Komponente besitzt. Zeit spielt dabei insofern eine entscheidende Rolle als dass Wertschätzung ja im Sinne einer Beziehung der Wechselseitigkeit verstanden werden kann. Und Wechselseitigkeit bedarf, wie gerade auch im Zuge der Schwierigkeiten, die ihr eine zunehmende Flexibilisierung bereitet, deutlich geworden ist, gewisser Stabilität, das heißt sie braucht eine Bindung im Sinne einer nicht-einmaligen Zusammenkunft, sondern vielmehr eines wiederholten Zusammentreffens. An dieser Stelle wird auch die vielleicht anfänglich etwas merkwürdig anmutende Verwendung des Begriffes Ritual verständlich. Legt Ritual doch vor allem den Gedanken an ein wiederkehrendes Moment nahe.

Bei der Schaffung solcher Rituale handelt es sich nun erneut um einen Punkt, an dem wiederum lokale Organisationen eines immer noch existierenden, beziehungsweise durch Tendenzen von Glokalisierung potenziell revitalisierbaren »hochwirksamen lokalen Interventionsstaates« (Siebel 2004: 32), aber auch zivilgesellschaftliche Gruppen anknüpfen könnten.

Beispiele finden sich bereits zahlreich auf kommunaler Ebene: Der oft wegen Schönmalerei – jenseits der polarisierten Realität – verspottete *Karneval der Kulturen* in Berlin beispielsweise stellt ein derartiges Ritual dar. Begegnung, Interaktion und vor allem der Gefallen an Vielfalt spielen hier unserer Ansicht nach eine positive Rolle. Pluralistische Stadtidentität wird an dieser Stelle gestützt, wenn nicht gar miterzeugt. Man kann natürlich von einem derartigen Event nicht erwarten, dass es die Knoten der Polarisierung in einer Großstadt wie Berlin alleine löst, dennoch handelt es sich um einen Schritt in die richtige Richtung. Man kann sich auch des

Eindrucks nicht erwehren, dass noch weitaus regionalistischere Konzepte eine positive Wirkung entfalten können. Beispielsweise geriet einer der Autoren vor kurzem zufällig in den »Asia night market« in Nürnberg – ein Stadtfest, das von einer lokalen Bürgerinitiative organisiert und von der Stadt Nürnberg finanziell unterstützt wird: Die asiatische Gemeinde der Stadt präsentiert sich hier in regelmäßigen Abständen dem interessierten Publikum mit Speise, Tanz und anderem Kulturprogramm. Wenn das Abendprogramm von einer ergrauten Dame in tiefstem fränkisch angekündigt wird oder wenn bei der Kampfsportshow von fünf jungen Männern auf der Bühne nur einer aussieht, als hätte er asiatische Vorfahren, dann wird die ganze integrative Wertschätzungsdynamik offenbar: *Gelebter integrativer Regionalismus*. Wiederum kann dies nur idealtypisch als Inspiration für weiteres verstanden werden und natürlich nur als eines vieler möglicher Konzepte dienen. Dennoch scheinen sich an dieser Stelle durchaus Möglichkeitsräume zu befinden, die das Potenzial besitzen, die Tendenzen sozialer Polarisierung und Ausgrenzung zu transzendieren.

Ein weiteres Beispiel verdeutlicht Jörg Dürrschmidt in einem Artikel zu den Grenzstädten Guben und Gubin (Dürrschmidt 2005). Während der polnische Teil der Stadt (Gubin) floriert, ist der deutsche Teil (Guben) in Schrumpfung begriffen. Zweifelsohne existiert in Deutschland eine weit verbreitete Angst vor den stark mit Polen assoziierten so genannten Billiglohnarbeitern. Es dürfte folglich nicht überraschen, wenn derartige Stereotypen in der Situation Gubens besonderen Auftrieb erhielten. Solchen Tendenzen versuchen Initiativen wie beispielsweise »LE WEEK-END« entgegenzuwirken – ein Kulturfestival in Guben, das von einem aus Berlin zugereisten Arzt organisiert wurde. Le Week-End 3 versuchte eine symbolische Brücke zwischen den beiden Teilen der Stadt zu schlagen, indem beispielsweise in der ganzen Stadt vier mal vier Meter große Plakate von Bewohnern aus dem deutschen und dem polnischen Teil der Stadt gezeigt wurden. Außerdem produzierten deutsche und polnische Schüler gemeinsam eine Zeitung.

Man könnte nun derartige Projekte als Tropfen auf den heißen Stein bezeichnen. Doch würde man so unserer Ansicht nach die integrative Wirkung von Ritualen verkennen. Veranstaltungen wie der Karneval der Kulturen, der Asia Night Market oder Le Week-End führen Menschen zusammen und erzeugen Solidarität. Sie schaffen oder transformieren lokale Identitäten und können, so sie unter dem Ansatz gegenseitiger Wertschätzung stehen, produktiv den in Teil 2 beschriebenen Tendenzen entgegenwirken.

Wünschenswert wäre (3) außerdem, wenn gezielt *Anreize* für derartiges Engagement gegeben würden. Eine Variante wäre die Möglichkeit der steuerlichen Begünstigung. Es mag zunächst ein wenig zynisch klingen, auf diese Weise Kontakt zu fördern. Aber es handelt sich hier ja nicht um erzwungenes Spenden für den wohltätigen Zweck. Es geht darum, Solidarität auf regionaler, aber nicht geschlossener Ebene zu fördern. Es bedarf gar nicht des erzwungenen uneigennützig Gebens –

nein, es handelt sich um Probleme, die wegen der räumlichen Nähe die Personen ohnehin betreffen.

So ergäbe sich hieraus auch ein weiterer Vorteil: Über verstärktes regionales bürgerliches Engagement bilden sich Netzwerke, die Sicherungsfunktionen im Falle von Bedrohung durch Exklusion – beispielsweise durch Arbeitslosigkeit – ausüben können, natürlich ohne den Staat aus der Verantwortung zu entlassen.

Begegnung und Interaktion stellen somit Chancen gegen Prekarisierungstendenzen dar, denn sie sind letztlich eine entscheidende Grundlage für einen dritten Faktor an der Basis von Wertschätzung: *Austausch*.

Dabei geht es um (4) *Austausch* im Sinne einer tieferen, über ritualisierten Kontakt etablierten Form sozialer Solidarität, die auf Wechselseitigkeit und Stetigkeit beruht und so den Imperativen des Flexiblen Kapitalismus – »Du bist nur für dich verantwortlich«, »Lege dich nicht fest!« – entgegengestellt werden kann. Denn ein zentrales Moment von Austausch ist, dass ihm über die Wechselseitigkeit das Potenzial eines integrativen Moments innewohnt, das heißt, Austausch kann letztlich eine Form der Bindung herstellen. So spricht Marcel Mauss von einem »Band, das die Gabe zwischen Geber und Nehmer herstellt« (Mauss 1968: 146).

Allerdings scheint dies nicht in jedem Falle ein Band von Dauer zu sein. So geraten bei der Suche nach über Austausch vermitteltem Zusammenhalt offensichtlich solche Tauschakte aus dem Blick, die auf einen direkten Ausgleich zielen und damit auf eine rasche Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen den tauschenden Parteien. In diesen Zusammenhang gehören vor allem auch die uns gut bekannten Tauschverhältnisse des Marktes. So heißt es dann auch bei Paul Ricoeur:

»Beim Markt gibt es keine Pflicht zur Gegengabe, weil es keinen Anspruch mehr gibt; die Bezahlung setzt den wechselseitigen Verpflichtungen der Tausch-Akteure ein Ende. Der Markt, könnte man sagen, ist Gegenseitigkeit ohne Wechselseitigkeit.« (Ricoeur 2006: 289)

Pierre Bourdieu verweist dabei auf »die entscheidende Rolle des zeitlichen Intervalls zwischen Gabe und Gegengabe« (Bourdieu 2005: 139). Den angesprochenen Tauschformen fehlt diese zeitliche Distanz, die sich zwischen Gabe und Gegengabe schiebt und daher die Bindung eines Verpflichtetseins schafft. An die Stelle der Bindung tritt hier eher die Transaktion.

Letztlich ist jedoch aus dieser Perspektive, sobald eine Gegengabe erfolgt, auch auf eine lange Sicht das Gleichgewicht wieder hergestellt, und die Bindung bricht.

In Anbetracht dieser Überlegungen könnte man nun etwas zynisch einwenden, dass in diesem Fall doch gerade auch eine reine, einseitige Gabe eine tiefe Bindung schaffen könnte – vielleicht sogar eine viel stärkere als über das wechselseitige Geben und Nehmen. Denn »der Nehmer gerät«, wie Mauss es ausdrückt, »gegenüber dem Geber in einen Zustand der Abhängigkeit« (Mauss 1968: 146). Jedoch erweist sich diese Abhängigkeit im Sinne eines Verpflichtetseins, wie wir zu Anfang

gesehen haben, nur insofern für ein solidarisches Prinzip dienlich, als letztlich die Möglichkeit der Erwidern nicht verwehrt bleibt und damit eine gewisse wechselseitige Abhängigkeit entsteht. Denn »die nicht erwiderte Gabe«, so heißt es bei Mauss weiter, »erniedrigt auch heute noch denjenigen, der sie angenommen hat« (Mauss 1968: 157). Bleibt doch die »Pflicht des Erwiderns (...) sich des Erwiderns enthalten – (bedeutet) einen Verlust an Würde« (Mauss 1968: 100).

Das heißt, es bleibt dabei, ein Austausch muss erfolgen, um Wertschätzung zu ermöglichen, jedoch muss dieser so angelegt sein, dass die Bindung nicht wieder gelöst wird. Während der Faktor Zeit bereits ein Moment der Bindung zu sein scheint, das jedoch lediglich den Zeitpunkt der Beendigung des Tausches im Sinne einer Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen den Parteien hinauszögert, existiert in dem Begriff des Gleichgewichts dem Anschein nach selbst ein entscheidender Faktor einer Lösung: Legt Gleichgewicht doch nahe, dass hier Gleiches gegen Gleiches ausgetauscht wird – der Tausch also in gewisser Weise symmetrisch verläuft. Das, was ich gegeben habe, erhalte ich auch zurück. Der Preis der Gegenleistung wird also bereits durch die erhaltene Gabe festgelegt. Möglicherweise liegt hierin, das heißt in dieser Symmetrie, genau der Schlüssel zu einer Lösung, denn

»(...) die explizite Form, die die Übereinkunft über den Wechselkurs in Gestalt des Preises erhält, macht Berechenbarkeit und Vorhersehbarkeit (zwar) möglich: Man weiß dann, woran man ist. Sie ist aber auch der Ruin der ganzen Ökonomie des symbolischen Tauschs, der Ökonomie der Dinge, die keinen Preis haben.« (Bourdieu 2005: 142)

Folglich müsste eine Abkehr von dem Wert stattfinden, der auf Symmetrie und Gleichgewicht gelegt wird und an seine Stelle müsste eine Rückbesinnung auf das Wesen des Tauschs im Sinne eines Wechselspiels aus Geben und Nehmen treten. Es wäre also – plakativ gesprochen – weniger entscheidend, was man zurückgibt, als dass man etwas zurückgibt und damit die zuvor erhaltene Gabe würdigt. Austausch in diesem Sinne würde damit gerade auch Asymmetrie und Ungleichförmigkeit von Gabe und Gegengabe zulassen.

Natürlich bietet sich an dieser Stelle die Sphäre jenseits des Marktes an, ist hier doch gerade kein standardisiertes Tauschmittel nach Art des Geldes vorhanden und der Tausch kann somit gewissermaßen nicht enden. Damit bietet ein Austausch dieser Art möglicherweise auch den Boden für eine auf Dauer geltende gegenseitige Wertschätzung im Sinne der Solidarität.

Letztlich eröffnet sich hierüber idealtypisch vielleicht die Möglichkeit, *eine bestimmte Affinität zu Vielfalt* zu erreichen und damit die Chance, weg zu gelangen, von dem Bedürfnis der finalen Kategorisierung. Geht es doch darum, eine Form der Wechselseitigkeit zu etablieren, die nicht nur nach dem gleichwertigen Gegenstück sucht, sondern Toleranz impliziert. Wechselseitigkeit muss offensichtlich nicht im Durkheimischen Sinne auf sich funktional ergänzende Unterschiede – nach Art

organischer Solidarität – beschränkt bleiben. Vielmehr kann im Sinne von Mauss durch die Ungleichförmigkeit des Austausches Solidarität entstehen.

Ist also ein versöhnliches Ende in Sicht? Die Lösung der aus Verachtung und Ausgrenzung gewobenen Schlinge, die sich langsam zuzieht, scheint zum Greifen nahe. Jedoch wäre dieser Schluss voreilig, denn ein zentrales Problem bleibt: Wie können bereits voneinander abgeschottete Gruppen Gefallen an wechselseitigem Austausch finden? Anders gesagt: Um eine über Austausch vermittelte Form der Solidarität zu etablieren, muss zunächst überhaupt erst ein Interesse an einem solchen Austausch und damit auch am Anderen bestehen oder geschaffen werden. Dafür genügen allerdings nicht allein rein strukturelle Voraussetzungen im Sinne der Bereitstellung von Begegnungsorten, der Ritualisierung von Interaktion sowie der Schaffung externer Reize, beziehungsweise bieten diese für sich genommen keine ausreichende Garantie. Sie stellen zwar eine notwendige, nicht jedoch eine hinreichende Bedingung zur Etablierung von wirklichem Austausch. Ein weiterer Faktor, der viel tiefer reicht, scheint an dieser Stelle von unerlässlicher Bedeutung. Dies wird deutlich, wenn wir noch einmal einen Blick auf die vorangegangenen Überlegungen werfen. Schwang bei den dargelegten Beispielen doch stets noch ein bisher weitgehend ungeachtetes Element mit: Identität – das heißt Identität im Sinne einer gemeinsam geschaffenen, offenen, alle einschließenden Form kollektiver Identität. Anders gesagt: Der Andere muss ein Gesicht bekommen. Denn ob Soziale Stadt, Karneval der Kulturen, Asia night market oder Le Week-End – stets geht es hier um mehr als bloße Zusammenkunft von Menschen. Vielmehr existiert bei genauerem Hinsehen in diesen Aktionen implizit immer auch ein Moment des Wunsches nach einer gemeinsamen Identität, das letztlich ihren eigentlichen Erfolg ausmacht.

Begegnung und Interaktion leisten in diesem Zusammenhang einen entscheidenden, ja unabdingbaren Beitrag, denn wo, wenn nicht auf regionaler – das heißt auch: Der täglich gelebten – Ebene sollte eine solche Form der Identität möglich sein? Doch erst ein gemeinsames »Projekt Identität« selbst kann tatsächlich dem Anderen das Gesicht geben, das in den finalen konzeptionellen Zuschreibungen systematisch unterdrückt wird.

Literatur

- Baethge, Martin (1991), »Arbeit, Vergesellschaftung, Identität – Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit«, *Soziale Welt*, Göttingen, Jg. 42, H. 1, S.6–20.
- Blau, Peter M. (2005), »Sozialer Austausch«, in: Adloff, Frank/Mau, Steffen (Hg.), *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, Frankfurt a.M., S. 125–139.

- Bonß, Wolfgang/Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang (2000), »Arbeitsmarkt«, in: Allmendinger, Jutta/Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang, *Soziologie des Sozialstaats. Gesellschaftliche Grundlagen, historische Zusammenhänge und aktuelle Entwicklungstendenzen*, Weinheim und München, S. 109–145.
- Bourdieu, Pierre (2005), »Die Ökonomie der symbolischen Güter«, in: Adloff, Frank/Mau, Steffen (Hg.), *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, Frankfurt a.M., S.139–157.
- Durkheim, Emile (1992), *Über soziale Arbeitsteilung*, Frankfurt a.M.
- Dürschmidt, Jörg (2005), »Über die Krise städtischer Öffentlichkeit« in: Oswalt, Philipp (Hg.), *Schrumpfende Städte – Band 2. Handlungskonzepte*, Ostfildern-Ruit, S. 676–682.
- Gouldner, Alvin W. (2005), »Etwas gegen nichts. Reziprozität und Asymmetrie«, in: Adloff, Frank/Mau, Steffen(Hg.), *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, Frankfurt a.M., S.109–123.
- Häußermann, Hartmut/Kapphan, Andreas (2004), »Berlin: Ausgrenzungsprozess in einer europäischen Stadt« in: Häußermann, Hartmut/Kronauer, Martin/Siebel, Walter (Hg.), *An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung*, Frankfurt a.M., S.203–234.
- Honneth, Axel (2003), *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*, Frankfurt a.M.
- Kronauer, Martin (2000), »Plädoyer für ein Exklusionsverständnis ohne Fallstricke. Anmerkungen zu Robert Castel« in: *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung*, Hamburg, Jg. 9, H. 6, S.79–84.
- Kronauer, Martin/Vogel, Berthold (2004), »Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartiereffekte, was Lageeffekte« in: Häußermann, Hartmut/Kronauer, Martin/Siebel, Walter (Hg.), *An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung*, Frankfurt a.M., S.235–257.
- Lessenich, Stephan/Mau, Steffen (2005), »Reziprozität und Wohlfahrtsstaat« in: Adloff, Frank/ Mau, Steffen (Hg.), *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, Frankfurt a.M., S.257–277.
- Luhmann, Niklas (1995), »Inklusion und Exklusion«, in: Ders., *Soziologische Aufklärung*, Wiesbaden, S.237–264.
- Mauss, Marcel (1968), *Die Gabe*, Frankfurt a.M.
- Overmeyer, Klaus (2005), »Brache als Brutkasten?«, in: Oswalt, Philipp (Hg.), *Schrumpfende Städte – Band 2. Handlungskonzepte*, Ostfildern-Ruit, S. 340–347.
- Ricoer, Paul (2006), *Wege der Anerkennung. Erkennen, Wiedererkennen, Anerkanntsein*, Frankfurt a.M.
- Sennett, Richard (1986), *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt a.M.
- Siebel, Walter (2004), *Die europäische Stadt*, Frankfurt a.M.
- Vogel, Berthold (2001), »Überflüssige in der Überflußgesellschaft? Sechs Anmerkungen zur Empirie sozialer Ausgrenzung«, *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung*, Hamburg, Jg. 10, H. 1, S. 57–62.
- Voswinkel, Stephan (2005), »Reziprozität und Anerkennung in Arbeitsbeziehungen«, in: Adloff, Frank/Mau, Steffen (Hg.), *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, Frankfurt a.M., S. 237–257.
- <http://www.sozialestadt.de>